

VERGÄNGLICHE HEITERKEIT –
EINE ENTZUGSERSCHEINUNG

von
Philipp Stoellger
Zürich, IPF, 20.12.2013

„Heiterkeit kann kein Übermaß haben, sondern ist immer gut;
Melancholie dagegen ist immer schlecht.“
Baruch de Spinoza, Ethik

„Vergängliche Heiterkeit – heitere Vergänglichkeit“ – so lautet das Thema und Motto heute.

Der Anlass ist klar, die Vergänglichkeit des Interdisziplinären Psychoanalytischen Forums. Ach und je, es soll und wird vergehen, leider. Daher wären jetzt Klagepsalmen und Trauergesänge angebracht, die das Vergehende beweinen helfen... Was an dieser Vergänglichkeit sollte heiter sein, wenn ein kleines, so feines und rares Feuchtbiotop trocken gelegt wird?

Die Aufgabe für heute ist damit ebenso klar: eine Institution zu Grabe tragen – möglichst ohne deren Mitglieder gleich auch zu beerdigen. Dieser Unterschied muss sein und ist lebensnotwendig.

Denn auch wenn Brigitte in den wohlverdienten Ruhestand geht, geht sie nicht von uns, sondern bleibt mitten unter uns – zum Glück. Sie wird in höhere Sphären entrückt, von denen sie wird Kunde geben können: vom Leben *nach* der Uni, vom angeblich sogar *intelligenten* Leben jenseits der Uni (das es tatsächlich geben soll). In diesem Jenseits wird sie wohnen, im Himmel der Freiheit von allen Pflichten.

Welch ein Elysium sie da erwartet, wo Wunsch und Wirklichkeit endlich wieder zusammenfallen – und sie tun und lassen kann, was sie will. Das wird sie aus eigener Transzendenzerfahrung künftig erzählen können, wenn sie demnächst von ihren Himmelsreisen berichten wird.

Doch das ist Zukunftsmusik. Für heute ist die Aufgabe eigentlich etwas weniger heiter als vielmehr vergänglich: Wie beerdigt man eine Institution? Das ehrwürdige IPF. Es abzuschaffen und für beendet zu erklären, ist das eine, das Übliche. Wenn Worte töten könnten, wäre die heutige Deklaration von dieser Art. Aber wie begeht man die würdige Beisetzung einer Institution? Und wo findet sich ein Friedhof der kulturellen Formen, wo die sterbliche Hülle einer Institution in Frieden ruhen könnte? Im Archiv oder der Bibliothek, bei Historikern, im kulturellen Gedächtnis oder im Gedenken der Überlebenden? Der gemeinsame Erfahrungsraum wird zum Mausoleum gelebten Lebens – aber er bleibt auch Er-

wartungsraum, dessen was wir hoffen mögen, etwa die Wiederkehr aller Dinge. Denn eins ist klar: man kann zwar das Forum beerdigen – dessen Mitglieder aber ebenso wenig wie das Thema: die Psychoanalyse. Wenn es ewige Wiederkehr gäbe, wäre sie ein solch überlebenstüchtiger Wiedergänger, der sich von der heutigen Beerdigung nicht lang wird stören lassen. Eine Welt ohne Psychoanalyse wäre eine *small world*: eine Horizontverengung, die als Selbsttäuschung lebensdienlich sein mag, zumindest für das universitäre Alltagsleben mit seinen Pathologien. Aber wer einmal vom Zauberstab analytischen Denkens berührt wurde, wird davon nicht mehr lassen können und wollen. Insofern kann man bei aller Vergänglichkeit der Institution ganz getrost in die Zukunft blicken: Psychoanalyse wird immer im Kommen sein, im Wiederkommen. Daran werden auch notorische Empiriker nichts ändern können.

Zu erwarten wäre nun, eine Grabrede zu halten: die Lebensgeschichte der Institution zu erzählen, so gut und schön wie möglich, um ihren Aufstieg in die göttlichen Sphären des Gewesenen vorzubereiten – ihr dann ein Ruhe sanft nachzurufen – und auf ihr Fort- oder Nachleben zu hoffen. Wer noch weiterzugehen wagt, mag auch an eine Auferweckung glauben. Jedenfalls würde am Grabe des Forums ein Ausgang gesucht, der ein ‚Leben trotz allem‘ begehrt, ein Weiter- oder Wiederleben nach dem Tode.

Vergänglichkeit will Heiterkeit, trotz allem. Und das ist nicht ein bloß frommer Wunsch.

Statt nun dem Gewesenen nachzutruern, werde ich Umwege suchen: ein wenig Psychoanalyse, zumindest soweit ich es vermag. Denn womit wäre dem verbliebenen Forum besser zu dienen als seine Sache weiterzutreiben?

‚Vergängliche Heiterkeit – heitere Vergänglichkeit‘: was mag das heißen? Heiterkeit ist vergänglich. Aber könnte Heiterkeit manchmal auch unvergänglich sein? Ist Vergänglichkeit tatsächlich heiter? Und wird irgendwie, irgendwann auch die Vergänglichkeit endlich vergehen?

I. Vergängliche Heiterkeit

Alles ist vergänglich, sagt das Realitätsprinzip – und zeigt auf den Naturverlauf. Der Winter kommt immer wieder, leider. Nur gibt es in der Natur das tröstliche *Werden* im Vergehen, wie im Jahreswechsel. Der Zyklus des natürlichen Lebens kommt alle Jahre wieder: Leben aus dem Tod. Das Leben geht weiter, spätestens im Frühling mit seiner Heiterkeit.

Nur – wie tröstlich oder heiter das ist, kann man fragen. Denn diese zyklische Wiederkehr aller Dinge gilt für den Beobachterblick aus der Ferne – ‚grosso mo-

do‘ also. Das Einzelne, Individuelle, das Singuläre also, ist perdu und wird aus so großer Distanz seiner unbedingten Bedeutung beraubt. Wenn das Vergehen an das Leben des Beobachters rührt, wird der Trost des Werdens im Vergehen schnell brüchig.

Im kulturellen Leben ist das noch merklich beunruhigender: im Entstehen von Neuem wird altes vergehen. Aber mehr noch: die Kulturprodukte sind fragil und vergänglich. Ein im Krieg verbranntes Bild wird immer verbrannt bleiben, auch wenn andere Bilder entstehen mögen.

Unwiederbringlichkeit – ist ein Problem, zumindest wenn es um Kulturgüter geht.

Wenn man noch weiter zurücktritt, dann wird irgendwann auch das natürliche Leben vergehen: sei es der Wärme- oder der Kältetod, das Leben wird dereinst Episode gewesen sein, nicht nur das menschliche. Der Wärmetod als Hölle (wenn die Erde von der Sonne verschluckt wird) oder der Kältetod als zugefrorene Hölle (wenn alles am absoluten Nullpunkt erfriert). Alles wird vergehen.

Gibt es dann noch Vergänglichkeit? Wenn es kein Werden mehr gäbe, gäbe es auch kein Vergehen mehr. Das wäre der tödlichste Tod – ohne jedes Leben. Ein ewiger Tod. Dann wäre auch das Vergehen vergangen. Nur, tröstlich oder heiter gar wäre das nicht.

Das ist es kaum, was wir hoffen mögen – auch wenn dieses Ende vom Wärme- oder Kältetod in ferner Zukunft gewiss sein dürfte. Das mögen die Apokalyptiker unter den Naturwissenschaftlern klären, die Astrophysiker.

Gibt es nicht vielleicht und hoffentlich noch ein anderes *Vergehen* der Vergänglichkeit – im Zeichen einer Unvergänglichkeit? Ist doch der Tod des Todes eine der so weit verbreiteten Heilmetaphern, nicht nur des Christentums.

Das Vergehen der Vergänglichkeit – in der Heiterkeit? In der Augenblicksheiterkeit, die alle Zeit vergessen lässt?

Aber, auch Heiterkeit ist vergänglich – wie ein guter Witz. Die Pointe blitzt auf – und verglüht im Gelächter, oder wenigstens im Schmunzeln. Und danach: herrscht Erleichterung, Leichtigkeit aus Heiterkeit.

Wer würde die Heiterkeit verderben, indem er an ihrer Vergänglichkeit litte? Lebt sie doch gerade durch diese Kürze und Würze. Und es gibt viele Formen dieser Heiterkeit, mit verschiedener Zeitlichkeit: die Augenblicksheiterkeit, im Witz, das Wetter – das sich aufheitert, wenn die Wolken vorüberziehen, die gedehnte Heiterkeit im Fest – wie hier und heute, oder als Ideal vielleicht die heitere Gelassenheit, etwa des Weisen oder gereiften Subjekts.

Wie auch immer: Heiterkeit ist in der Regel kein Dauerzustand, sondern eine Entzugserscheinung. Glück im Vorübergehen, im Vergehen und Verschwinden.

Will man sie festhalten, entzieht sie sich, wie ein Morgennebel. Heiterkeit ist kein Gegenstand der Wahl, sondern Wunsch und Widerfahrnis. Und wer damit nicht zurecht kommt – kann nur zu stärkeren Mitteln greifen, nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen. Wein, Weib und Gesang sind da noch bekömmlich. Aber auf Dauer?

Diese Vergänglichkeit provoziert natürlich das Begehren nach Dauer, letztlich nach unvergänglicher Heiterkeit. Nur, was sollte das sein? Wird doch selbst Heiterkeit auf Dauer langweilig, oder gespenstisch, wie ein erstarrtes Lächeln: eine Maske, deren Starre den Mangel an Lebendigkeit zeigt. Dauernde Heiterkeit ist ein Ding der Unmöglichkeit. Sie mag ein Lebensideal sein, die heitere Gelassenheit, mit geschützter Distanz zur widrigen Welt. Aber wer sie unbedingt *will*, wird vielleicht die Pharmaka zu Hilfe nehmen: Stimmungsaufheller, mit denen manch eine Firma gut Geld macht, oder auch kleinere Drogenköche.

Der satte, dicke, runde Buddha mit seinem Dauerlächeln, mag manchen als Ideal erscheinen. Aber – wer an der Welt hängt, wird das kaum wollen können. Der Preis dauernder Heiterkeit – wäre die Weltenferne bis zum Weltverlust. Sollte das etwa die Vollendung des Heils sein? Die Welt mit ihren Widrigkeiten endlich los zu sein? Heiterkeit in Ewigkeit, Amen?

Solch weltenferne Heiterkeit ist von Alters her ein Privileg der Götter: die *olympische* Heiterkeit ist dafür sprichwörtlich geworden.¹ Aber erfreulicherweise ist diese Eigenschaft der Götter kommunikativ: sie teilen sie und teilen sie mit. Wo Apollon erscheint, verbreitet sich Licht und Heiterkeit. Wie die Olympier lachen können, so lassen sie auch mitlachen in göttlicher Geselligkeit. Wird Heiterkeit geteilt, hat man mehr davon – eine ähnlich wundersame Wandlung wie bei Brot oder Fischen. Das Privileg der Götter ist also mitteilbar² – bis zur Umkehrung: wo Heiterkeit herrscht, sind Götter im Spiel. Nicht nur da, aber da auf eine lebenslustige Art und Weise. Harmlos aber ist das nicht. Denn Heiterkeit hat meist eine Kehrseite: wenn sie auf Kosten anderer geht (der Besiegten oder Opfer etwa).

In jüdisch-christlicher Tradition ist die Heiterkeit (wie das Lachen) bemerkenswert seltener – wengleich nicht abwesend. Sie ist – wenn's gut geht – ein Heilszeichen: Anzeichen gegenwärtigen Heils und daher auch ein Hoffnungsgut: in

¹ Vgl. Georg Picht, Wahrheit, Vernunft, Verantwortung. Philosophische Studien, Stuttgart ³2004, S. 147–156.

² Auch wenn *sie* natürlich entscheiden, wann und wie gelacht werden darf.

der Vollendung der Welt herrscht Heiterkeit, unbeschwert vom Alten, im reinen Genuss des Neuen, Vollendeten. (Hier meldet sich nochmal Brigittes Zukunft). Am Ende also herrscht allseitige Heiterkeit. ‚Denn alle Lust will Ewigkeit – will tiefe, tiefe Ewigkeit‘, meinte Nietzsche bekanntlich (im Zarathustra). Aber dagegen meldet sich der Einwand: ‚Auch das Schöne muß sterben!‘ (Schiller, Nänie). Muss es das wirklich? Gibt es Schönheit nur in Vergänglichkeit – und gehört diese Enge der Zeit zum Schönen notwendigerweise? Es lässt sich auch anders sehen – und fragen: *Kann* das Schöne überhaupt sterben? Um ein umwerfendes Beispiel zu bemühen:



Abb. 1: Hieronymus Bosch, Garten der Lüste (um 1500) (Copyright: Ph. Stoellger)



Abb. 2: Ausschnitt aus: Hieronymus Bosch, Garten der Lüste (um 1500) (Copyright: Ph. Stoellger)



Abb. 3: Ausschnitt aus: Hieronymus Bosch, Garten der Lüste (um 1500) (Copyright: Ph. Stoellger)

Ist das nicht unvergängliche Heiterkeit? Zwischen Paradies und Hölle – ein Gewimmel und Gewusel des Begehrens in prachtvoller Fülle und Dichte. Heiterkeit – in Ewigkeit, Amen?

Mit Blick auf Herrn Kaminski gesprochen: Ist das Bild als Bild nicht eine Transfiguration – des Lebens? Eine wundersame Wandlung, in der das Vergängliche unvergänglich wird? Das Bild ist *das remedium mortis*: Lebensmittel gegen den Tod. Und dann lässt sich fragen, ob das Bild die Form ewigen Lebens ist. Wenn es das wäre: dann wäre es unglaublich potent – ewiges Leben zu geben.

Aber wenn es das könnte und täte: dann wäre das Bild unfähig, Tote tot bleiben zu lassen.

Ob das Bild selber ewiges Leben ist, nur ein totes Ding – oder ein Drittes dazwischen (untot, Schattenwesen, Transfiguration?), mag man erörtern.

Das Bild, das ästhetisch anspruchsvolle zumindest, ist sicher nicht einfach heitere Vergänglichkeit – auch wenn es so ausschauen mag.





Abb. 4/5: Teresa Margolles, 2003, Muerte sin fin (copyright: http://www.mmk-frankfurt.de/de/ausstellung/die-aktuellen-ausstellungen/austellung-details/exhibition_uid/2579/)

Eine heitere Vergänglichkeit – in der höchst unheitere Vergänglichkeit nahe kommt.

Das führt in die zweite Frage:

II Heitere Vergänglichkeit?

Heiterkeit ist vergänglich. Aber ist Vergänglichkeit auch heiter? Ist das doch immerhin die These des heutigen Abends: „Vergängliche Heiterkeit – heitere Vergänglichkeit“.

Der locus classicus dafür – gleichsam die *Lesung* des heutigen Abends – ist Freuds kleiner Text über ‚Vergänglichkeit‘, den er (ausgerechnet ...) im November 1915 verfasst hat, im Herbst des zweiten Jahres des ersten Weltkriegs.³

Zur Erinnerung: am 22. April des Jahres wurde von den Deutschen erstmals Giftgas eingesetzt, Chlorgas (in der zweiten Flandernschlacht) und damit die Haager Landkriegsordnung verletzt. Gegen Jahresende dann schlug die Stimmung der Bevölkerung in Deutschland um. Vor allem Frauen demonstrierten vor Lebensmittelständen gegen die Versorgungsbeschränkungen und Teuerung: mit den Rufen: ‚Gebt uns zu essen!‘ und ‚wir wollen unsere Männer‘. Und am 27.11.1915 bringt die SPD im Reichstag eine ‚Friedensinterpellation‘ ein, zur Einleitung von Friedensverhandlungen.

In dieser prekären Lage, da sich die Wirklichkeit als nur zu vergänglich erweist, als der Hurratriotismus in den Kriegsgräben versinkt und ‚zu Hause‘ der Hunger quält – schreibt Freud bemerkenswerter Weise *gegen* die Vergänglichkeit an. Er folgt nicht der sich ausbreitenden Atmosphäre der Nichtigkeit, im Gegenteil:

Es war einmal, so ungefähr beginnt es: „Vor einiger Zeit machte ich in Gesellschaft eines schweigsamen Freundes [Lou Andreas Salomé?] und eines jungen, bereits rühmlich bekannten Dichters [Rainer-Maria Rilke?⁴] einen Spaziergang durch eine blühende Sommerlandschaft“⁵, vermutlich 1913 in den Dolomiten (an denen 1915 die Italienfront verläuft und der sog. Alpenkrieg begann).

Der Dichter bewunderte dort die Schönheit der Natur, konnte sich aber (so Freuds Erinnerung) nicht recht an ihr erfreuen. Denn er sei gefangen gewesen (so Freuds Interpretation) im Gedanken an deren Vergänglichkeit. Werde doch die Sommerschönheit schon so bald im Winter vergehen.

³ Erschienen 1916, in: Das Land Goethes 1914–1916, DVA 37f, als Weiterführung von *Trauer und Melancholie*, zuvor im selben Jahr geschrieben, erschien erst 1917

⁴ Vgl. Max Schur, Sigmund Freud. Leben und Sterben, Frankfurt am Main 1982, S. 360, Anm. 16, mit Herbert Lehmann, A Conversation between Freud and Rilke, in: *Psychoanalytic Quarterly*, 35 (1966), S. 423–427.

⁵ Sigmund Freud, Vergänglichkeit, in: ders., *Gesammelte Werke*. Chronologisch geordnet, Bd. 10: *Werke aus den Jahren 1913–1917*, Frankfurt am Main ⁷1981, S. 357–361, 358.

Und die Natur führe einem vor Augen, was *allem* Schönen und Edlen der menschlichen Kultur drohe: das Vergehen. „Alles, was er sonst geliebt und bewundert hätte, schien ihm entwertet durch das Schicksal der Vergänglichkeit, zu dem es bestimmt war“⁶.

Geht es darin nur um poetischen Weltschmerz, oder um einen notorischen Pessimismus, mit dem sogenannten framing: das Glas sei immer nur halb leer?

Dann könnte man leicht erwidern: es sei doch immerhin halb voll. Im Winter könnte man die Bäume anschauen, und heiter auf das Kommende blicken. Alles sei doch bald wieder grün. Dann kann man es so oder so sehen – das wär's.

Es wird abgründiger, wenn es um Dispositionen und Gefühlslagen geht – mit ihren jeweils passenden Abwehrreaktionen: der Dichter sieht den kommenden Tod herbei – und wehrt sich gegen Freuds Umwertung – und Freud sieht trotz des nahenden Todes die gegenwärtige Heiterkeit – und sieht über den kommenden Tod hinaus deren Wiederkehr. Es geht um die Paradoxien in der Verschränkung von Vergänglichkeit und Heiterkeit, allerdings im Rückblick angesichts von deren Verschärfung: im Licht von Tod und Trauer.

Freuds erzählte Stimmung 1913 ist deutlich von der Erzählstimmung im Herbst 1915 zu unterscheiden. Was der ein wenig melancholisch erscheinende Dichter gefühlt haben mag und was Freud ihm zwei Jahre später Kraft seiner Interpretation zuschreibt – ist zweierlei. 1913 war die Welt noch eine andere, kaiserlich-königlich geordnet, in Kakanien zumal. Ein wenig absurd vielleicht, etwas kafkaesk sicherlich, aber noch nicht zerbrochen, zerschlagen und weggesprengt wie 1915. Die Interferenzen von erzählter und Erzählstimmung wären eine eigene Analyse wert. Das natürliche Vergänglichkeitsbewusstsein ist gegenüber dem katastrophischen Nihilismus um Welten verschieden.

Fast könnte man meinen, Freud projiziere in den Sommer 1913 zurück, was 1915 *allen* vor Augen stehe: die schockierende Vergänglichkeit von Leben, Welt und Kultur, nachdem das Kriegshurra von 1914 vergangen war.

Was beim (erzählten) Dichtergefühl etwas sonderbar scheint, vielleicht gekünstelt oder melancholisch angekränkt – wird als Rückprojektion nur zu plausibel. Als würde Freud die Stimmung seiner Umwelt verkörpern und fingieren in der Dichtergestalt; oder als würde eine emotionale Ambivalenz Freuds selbst in beiden Gestalten ausgetragen.

Was einst Vergänglichkeitsempfinden war statt Heiterkeit, ist 1915 Tod und Trauer geworden, wenn nicht sogar freudsche Melancholie, also *Depression*, *Kriegsdepression* angesichts der schwarzen Totenfelder.

⁶ Ebd.

Bemerkenswert ist, wie Freud 1915 auf das Leiden an der antizipierten Vergänglichkeit antwortet. Freuds befreundeter Dichter, mag es Rilke gewesen sein, verkörpert nicht nur individuellen Weltschmerz, sondern befand sich in guter Gesellschaft mit seiner etwas tristen Art zu Sehen:

War es doch ein hebräischer Dichter namens Kohelet, der Prediger Salomos, der (in der 2. Hälfte des 3. Jh. vor Christus) seine Dichtung eröffnete mit den Worten: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! spricht der Prediger; o Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ (Koh 1,2).

Auch wenn der Satz vom Herausgeber des Buches Kohelet stammen dürfte⁷, ist damit doch die Quintessenz seiner Theologie kurz gefasst. Was genau das besagt, ist damit noch nicht klar. Luthers Übersetzung, alles sei eitel – klingt nihilistisch. Als wäre dem Prediger Salomos der Sinn des Lebens und der Welt verloren gegangen. Von Nihilismus zu sprechen, wäre anachronistisch. Es ist eher eine tiefe Skepsis und der Rückzug in eine arge Distanz zur Welt. Mag alles seine Zeit haben, die Welt läuft, wie sie läuft – und sie läuft im Grunde sinnlos und ist todgeweiht.

הָבַל: הַכֹּל הַבָּלִים הַבָּל קִהְלָת אָמַר הַבָּלִים הַבָּל

Häbäl ist der Hauch – also nur ein Hauch, wie das Nichtige, oder das Vergehende. Daher ist Abel die Verkörperung dessen. Es ist also *nicht* per se negativ qualifiziert, das Nichtige (gar Böse oder Üble). Nur – bei Kohelet wohl schon: das Eilte, Vergängliche ist das, worauf man sich nicht verlassen kann. Falsche Götter oder Schattenwesen, das vergängliche eigene Leben oder Los des Menschen. Für den Prediger sind das v.a. drei Größen: die Arbeit des Menschen sei nutzlos, sinnlos und erfolglos – weil der Mensch sterblich ist. Sogar die menschliche Weisheit und Weltordnung sei sinnlos, weil die Gerechten zu unrecht das Schicksal der Gottlosen erleiden. Und schließlich der Mensch selbst, sei doch vergänglich wie alle Kreatur, todgeweiht.

Mit der Wendung ins Lateinische wird der vertraute Ernst merklich: Denn Vergänglichkeit heißt auf Lateinisch *vanitas*. So heißt es in der Vulgata: *vanitas vanitatum dixit Ecclesiastes; vanitas vanitatum, omnia vanitas*.

Das meint keine *heitere*, sondern *eitle* Vergänglichkeit. Heiter oder eitel – das ist hier die Frage. Am Objektbezug, dem Weltverhältnis mag man moralistisch oder nihilistisch sagen: alles ist eitel, vergeht und ist schon alt, im Vergehen. Stilleben zeigen das in unendlicher Variation: die Frucht verfällt schon, die Blüte welkt,

⁷ So wie am Ende 12,8 die Wiederholung dessen

das Fleisch fault. Das pralle Leben ist schon vom Tod gezeichnet, der seine Schatten vorauswirft. Stilleben sind Bilder des nahenden Todes – sie eröffnen eine Nahtoderfahrung ganz schlichter, einleuchtender Art.

Aber der Umweg über das Objekt zeigt vor allem eine Art zu sehen und zu leben: *memento mori*.

Die unendlichen Geschichten der Vanitastopik in Poesie, Rhetorik und Bildern – zeigt bei alledem vor allem, dass es keineswegs um *heitere* Vergänglichkeit geht. Always look at the dark side of life, scheint der *cantus firmus* zu sein: im Licht die Schatten zu sehen, im Leben den Tod, in der Sommerfrische den kommenden Winter.

Dann und dagegen erst entfaltet der heutige Tagungstitel seine Pointe. Dass tatsächlich Vergänglichkeit *heiter* sei, scheint – ungefähr – Freuds These zu sein.

Vergänglichkeit sei gerade *kein* Grund zur Traurigkeit, sondern im Gegenteil: sie schaffe und intensiviere gerade die Schönheit des Vergänglichen. Und – das ist erstaunlich. Freuds sonst so skeptische Anthropologie findet hier ein Gegengewicht: Freud widersteht der Vanitas ins Angesicht.

Dass Freud der vanitas-Topik gewahr gewesen sein dürfte, zeigt sein Brief an Abraham von 25.8.1914, in der er aus Schillers *Die Braut von Messina* zitiert:

„Was sind Hoffnungen, Was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche macht! (Oder so ähnlich) ...“⁸

Und am 3.7.1915 wiederholt sich dieses Zitat („Natürlich haben in diesen Zeiten alle Pläne etwas Unsicheres: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche baut!“⁹). Klar wird daran, dass die Vergänglichkeit (als Motiv von Schiller übernommen) nicht einfach heiter konnotiert wird, sondern ein Ausdruck der Vanitastopik ist.

Wie bereits in seinem kleinen Text *Zeitgemässes über Krieg und Tod*¹⁰ vom Februar (bzw. März/April) 1915 stimmt Freud aber in die Vanitasrhetorik *nicht* ein, sondern beharrt auf dem *Widerstand* gegen Krieg und Tod.

Was dem erinnerten Dichter noch die Vergänglichkeit im Zeichen der ästhetischen Differenz war, imaginäre Antizipation, ist für Freud 1915 zerbrochen: „Der Tod läßt sich jetzt nicht mehr verleugnen; man muß an ihn glauben. Die Menschen sterben wirklich, auch nicht mehr einzeln, sondern viele, oft Zehn-

⁸ Schur, Sigmund Freud, a.a.O., S. 347.

⁹ Ebd., S. 359.

¹⁰ Vgl. Sigmund Freud, *Zeitgemässes über Krieg und Tod*, in: ders., *Gesammelte Werke*. Chronologisch geordnet, Bd. 10: *Werke aus den Jahren 1913–1917*, Frankfurt am Main ⁷1981 S. 223–355, 344.

tausende an einem Tag“. Nur ist die unmittelbare Erwidern seinerseits darauf: „Das Leben ist freilich wieder interessant geworden, es hat seinen vollen Inhalt wiederbekommen“¹¹.

Als hätte er den noch nicht publizierten Heidegger gelesen, wird ihm der Tod zur Erweckung des Lebenssinns. Und dazu gehört, die natürliche Einstellung zum Tod zu destruieren: die Leugnung des eigenen, wie die Mordlust gegen Andere. „So sind wir auch selbst [...] wie die Urmenschen eine Rotte von Mördern.“¹² „Wäre es [angesichts des Krieges] nicht besser, dem Tod den Platz in der Wirklichkeit und in unseren Gedanken einzuräumen, der ihm gebührt, und unsere unbewußte Einstellung zum Tode, die wir bisher so sorgfältig unterdrückt haben, ein wenig mehr hervorzukehren?“¹³ Das führt ihn in eine gnomische Formulierung im Ton antiker Weisheit: „Wenn du das Leben aushalten willst, richte dich auf den Tod ein.“ – Aber dieses *memento mori* steht im Zeichen eines *anderen*, bewussten und gewählten Widerstands: „Das Leben zu ertragen bleibt ja doch die erste Pflicht aller Lebenden.“¹⁴

Ergo ist die neue, vom Krieg aufgenötigte, bewusste Einstellung zum Tod nicht dessen Meditation und eine fromme Bereitung zum Sterben – sondern das Leben trotzdem, *malgré tous*.

Nur – Freuds Argument für diesen Einstellungswandel zum Tod ist – nun, jedenfalls diskussionsbedürftig.

Das zeitgenössische *movens* dafür ist klar, der Krieg. Aber sein analytisches Argument ist bedenkenswert oder bedenklich: Schlicht gesagt heißt es – Trauer/-arbeit macht frei.

Denn sie erfordert und ermöglicht und verwirklicht die Lösung der Libido vom Verlorenen, Toten – zugunsten einer Neubesetzung. Schlichter noch: Tod und gesunde Trauer ermöglichen die Umbesetzung der Triebenergie. Wer daran scheitert, regrediert in die Melancholie (d. h. hier Depression). Wem das gelingt, der findet neuen Lebensmut und -sinn.

Mir scheint, als stünde im Hintergrund die kulturgeschichtlich durchaus vertraute These vom Tod als Grund der Freiheit, oder bei Heidegger: als Ermöglichung der Eigentlichkeit, wenn man ihn (heroisch) ergreift. Wir Menschen *können* sterben, das heißt, er ist die Möglichkeit, die wir ergreifen können, statt sie zu verdrängen, obwohl wir darum wissen.

Dem erinnerten Dichter gegenüber machte Freud seinen unbedingten Willen zum Leben geltend: die Vergänglichkeit des Naturschönen könne zu Weltüber-

¹¹ Ebd., S. 344.

¹² Ebd., S. 351.

¹³ Ebd., 354.

¹⁴ Ebd., 354f.

druss führen – oder aber zur Auflehnung gegen sie. Vergänglichkeit des Schönen sei nicht dessen Entwertung, sondern im Gegenteil, eine ‚Wertsteigerung‘ aufgrund des ‚Seltenheitswerts‘ in der Zeit. „Die Beschränkung in der Möglichkeit des Genusses erhöht dessen Kostbarkeit.“¹⁵

Das ist so einleuchtend, dass es kaum zu bestreiten ist: Knappheit steigert den Wert (wie bei anderen Währungen). Daher sei Vergänglichkeit doch ein guter Grund zur Heiterkeit und Intensivierung des Genusses, statt dessen Verschattung. Klar ist aber wohl auch, dass damit eine Ambivalenz reduziert wird, vereindeutigt und etwas verkürzt. Denn so einfach ist es allenfalls für einen unbedingten Willen zum Leben. Wer hier ambivalenztolerant ist, wird es sich so einfach schlecht machen können. Umgekehrt, nur die Vergänglichkeit zu betrauern, ist ebenso eindeutig einseitig. Wenn, dann wird der Genuss des Vergänglichen *angesichts* seiner Vergänglichkeit intensiviert.

Wer hier jede Anfechtung überspielt – scheint mir das Prekäre und Labile daran zu verdrängen.

Ähnlich eindeutig und arg einfach meint Freud: „Werden die Objekte zerstört oder gehen sie uns verloren, so wird unsere Liebesfähigkeit (Libido) wieder frei. Sie kann sich andere Objekte zum Ersatz nehmen oder zweitweise zum Ich zurückkehren. Warum aber diese Ablösung der Libido von ihren Objekten ein so schmerzhafter Vorgang sein sollte, das verstehen wir nicht [...]“¹⁶

Warum er das nicht versteht – verstehe *ich* nicht. Es könnte ja sein, dass wir an eben *diesem* Menschen hängen, oder an *diesem* Bild oder an *diesem* Gott. Da so einfach eine Umbesetzung vorzunehmen, ist dann unmöglich, wenn das Singuläre entscheidend ist.

Dann entsteht ein Paradox: das Vergessen des Unvergesslichen wie der Ersatz des Unersetzlichen. Beides ‚eigentlich‘ unmöglich. Darüber tröstet auch kein Versprechen von Freiheit und Neubesetzung hinweg.

Nun kommt Freud selber auf den Horizontwandel durch den Krieg zu sprechen: der habe die Schönheit der Landschaften, die Kunstwerke und die Errungenschaften unserer Kultur zerstört, die Unparteilichkeit der Wissenschaft verschmutzt und unser Triebleben so bloßgestellt wie die „bösen Geister in uns“¹⁷ entfesselt. Vanitas vanitatum, mag man ausrufen.

Aber Freuds Credo bleibt dennoch: „Wir werden alles wieder aufbauen, was der Krieg zerstört hat, vielleicht auf festerem Grund und dauerhafter als vorher.“¹⁸

¹⁵ Ebd., S. 359.

¹⁶ Ebd., S. 360.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd., S. 361.

Was für ein frommer Wunsch: die Illusion der Zukunft. Und die Zukunft *dieser* Illusion ist keineswegs leer und eitel, sondern vermutlich lebensnotwendig. *Media vita in morte sumus*, wäre klassisch. Und Freud erwidert: *media morte in vita sumus*. Oder auf das *memento mori* könnte er erwidern: darum freut euch des Lebens!

Vergänglichkeit und Heiterkeit – war die apollinische Tonlage im Anfang. Aber die ändert sich, wenn es an die Grenzen geht und ernster wird: in Tod und Trauer (bis zur Melancholie). Selbst in dieser Parallelaktion hält Freud an seiner Intuition fest: Tod macht frei, zumindest dann, wenn die Trauerarbeit gelingt und die Triebenergien umbesetzt werden. Und wenn das nicht gelingt, ist die Trauer pathologisch steckengeblieben – sie vermag sich nicht vom vernichteten Objekt zu lösen. Die normale, gelingende Trauer hingegen schneidet die libidinösen Bindungen an das Verlorene *ab*, damit es ersetzbar wird. Insofern ist die affektive Umbesetzung die zweite, *eigentliche* Vernichtung des Verlorenen: Einwilligung in das Vergehen, auf das es Vergangenheit wird.

Was wäre demgegenüber ein Nichtpreisgebenwollen? Ein Nicht-Lassen-Können? Gar eine religiöse oder ethische Treue zum Verlorenen? Wäre das nur pathologisch zu nennen?

Könnte es sein, dass Freuds ökonomische Aufklärung der Trauerarbeit ein Nichtpreisgebenwollen¹⁹ und den Schmerz nicht verstehen kann und will – weil sein Wille zum Leben dem entgegensteht?

Trauer wird pathologisch im Festhalten, und ist normal im befreienden Preisgeben. Diese Alternative ist – wie gesagt – zumindest diskussionsbedürftig. Die Preisgabe einer Institution wie des Psychoanalytischen Forums mag man so beschreiben, vielleicht: wer ewig daran festhielte, könnte sich in Melancholie versteigen. Wer es aber einfach preisgibt und umbesetzt – der wird sicher frei für anderes. Aber das Singuläre daran ist das Unersetzbare. Deutlicher noch: Wenn wir heute nicht das Forum zu Grabe trügen – sondern seine Mitglieder – dann würde Freuds freudige Umbesetzungsthese noch fraglicher erscheinen. Der unwiederbringliche Verlust, die unersetzbare Singularität – muss einen Weg *zwischen* Umbesetzung und Depression finden. Das erst ist die schmerzliche Aufgabe: dauernde Abwesenheit zu ertragen und zu erleben, trotz allem, wäre die Aufgabe.

Dass es immer wieder Neues und Anderes gibt und das Leben weitergeht, ist trivial. Dass hingegen der imaginäre Saal der Abwesenden, der Vergangenen immer voller wird – das sollte darüber nicht vergessen gemacht werden. Die Geschichte verlorener Möglichkeiten ist die *dark side of life* – die unvergesslich bleiben *sollte*.

¹⁹ Vgl. i.d.S. Burkhard Liebsch, *Geschichte im Zeichen des Abschieds*, München 1994, S. 305.

Aber so zu formulieren, markiert einen Imperativ der Treue zum Vergangenen. Das ist *nicht* melancholisch, aber auch nicht der Ton freudiger Umbesetzung. Sondern es ist ein Gewahren und Bewahren dessen, was an Unersetzlichem verloren wurde. Wenn alles seine Zeit hätte (schön wär's ...), dann doch auch das Gewesene in der Treue des Gedächtnisses.

Die Gewissheit der Wiederkehr ist es wohl (das später sogenannte Urvertrauen Eriksons), das Freuds Blick bestimmt. Es wird schon wieder Sommer werden. Demnächst werden die Tage schon wieder länger. *Dann* und nur dann (?) wird die Vergänglichkeit vergänglich: und so ‚im Vorübergehen‘ zum Anfang der Heiterkeit.

Dem unvergesslichen Forum bleibt das ‚farewell‘: Lebe wohl – ruhe sanft, sanfte Ruh.

Das gilt glücklicherweise nicht für die hier Versammelten: Wir werden das Ende des Forums überleben. Es wird Umbesetzungen geben, die unsere Triebenergie reizen und auf sich ziehen. Auf Wiedersehen, kann man getrost sagen.

Aber nicht ohne aus tiefstem Herzen *Dank* zu sagen: der unsterblichen Seele des Forums: der unvergesslichen Brigitte Boothe.

Dir sei Dank für die ach so schöne Zeit, die wir miteinander hatten – und, wie könnte es anders sein, in neuer Form sicher weiter haben werden.